Brauchen Sie Geld? : Gedanken zum Geschäftsbericht der Gewerbekasse

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 16

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-642335

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Brauchen Sie Geld?

Gedanken zum Geschäftsbericht der Gewerbekasse

Motto: Non olet

Wenn es tatsächlich auf der Straße liegt, das Geld, so ist jedenfalls immer schon jemand anders dort gewesen. Ich finde mein Geld nicht auf der Straße, ich arbeite dafür — jetzt zum Beispiel, indem ich diese Gedanken niederschreibe. Ob ich aber mehr brauchen könnte? Ja, ich könnte, daran ist kein Zweifel. Und wenn ich kein Anhänger der Schwundgeld-Theorie bin, so ist das unter anderm darauf zurückzuführen, daß ich für mein Teil den Prozeß des Geldschwundes in keine Weise zu befördern und zu beschleunigen brauche, — weiß Gott, der geht bei mir jeweilen wirklich schnell genug und im übrigen vollautomatisch vonstatten. Soviel kann also bei mir als einwandfrei erwiesen gelten: Ich brauche Geld — brauche es in jedem Sinn dieses Wortes.

Und Sie? Brauchen Sie auch Geld? Komische Frage, nicht wahr? Natürlich finden Sie es auch nicht auf der Straße, dergleichen widerfährt einem höchstens im Traum oder in Amerika; auch Sie arbeiten für Ihr Geld. Aber vielleicht ist die Sache die, daß Sie noch mehr arbeiten, daß Sie Größeres, Bedeutenderes leisten möchten. Und gerade dann brauchen Sie Geld, mehr Geld ... Versteht man mich? Nein? Fangen wir also von vorne an.

Gesetzt den Fall, Sie wollen Ihren Betrieb verbessern oder vergrößern, die Marktlage ist günstig, die Preise ziehen an: Was tut nun der kluge Hausvater? Alles Schnick-schnack — ohne Geld, sagt der Volksmund; Geld muß also her, sehr viel Geld unter Umständen. Woher aber? In Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf; zur Schwiegermutter werden wir also mit unserem Anliegen lieber nicht gehen. Nein, zur Schwiegermutter gehen wir nicht; wir gehen zur Bank.

Zur Bank? Ja, und nun wollen wir etwas weiter ausholen, nun wollen wir wirklich „von vorne anfangen". Sie erlauben doch, daß ich Ihnen einiges aus der Geschichte des Bankwesens erzähle? Nicht jedermann weiß da Bescheid, und vielleicht verstehen wir es dann auch besser, weshalb wir — nun, weshalb wir uns mit unseren Geldanliegen am besten an die Banken wenden.

Im mittelalterlichen Europa hatte beinahe jede Stadt ihr eigenes Geld; der Handeltreibende war deshalb auf die Geldwechsler angewiesen, die auf offenen Tischen, im Freien, ihr Gewerbe betrieben. Übrigens hatte es das bereits im Altertum gegeben; man erinnert sich vielleicht, daß Christus im Tempel zu Jerusalem solche Tische umgeworfen hat. Umgeworfen, ja zerbrochen wurden sie aber zuweilen auch im Mittelalter: Dann nämlich, wenn der Geldwechsler bei betrügerischen Manipulationen ertappt wurde. Unser „Bankrott" erinnert uns noch an solche Szenen: Bankrott heißt nichts anderes als banco rotto, d. h. zerbrochener Tisch.

Die Vermögen, die beim Wechselgeschäft zusammenkamen, sind dann in der Folge vor allem in Anleihen an Staatsoberhäupter und Regierungen angelegt worden. Der bekannteste und repräsentativste Name in dieser Hinsicht ist derjenige der Medici in Florenz. Um ihre Kredite sicherzustellen, wurden diesen Bankiers zumeist die Steuererträgnisse der betreffenden Länder verpachtet. So erlangten sie die Macht und Gewalt von Staatsbeamten, und sie sind es dann auch gewesen, die mit der Zeit von den jeweiligen Regierungen Rechenschaft über ihre Finanzen verlangten, oft aber auch selbst in die verantwortliche Stellung des Finanzministers nachrückten. Die bekannteste Figur dieser Epoche ist der Genfer Bankier Necker, der Generaldirektor der französischen Finanzen, der am Vorabend der großen Revolution die Einberufung der Generalstände durchgesetzt hat.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts hat sich mit der Entwicklung der ostindischen Kompagnie in England der Typus der Aktiengesellschaft herausgebildet, die dann ihrerseits die neuen Wertschriften-Typen der Obligation und der Aktie entwickelte: Die erstere als festverzinsliche Anlage auf bestimmte Zeit, die letztere als dauernde Anlage mit Gewinn- und Verlustbeteiligung.

Während sich aber in England diese Entwicklung, wie auch die spätere der Industrie, nahezu unabhängig vom Bankkapital vollzog, ist dieses beispielsweise in Deutschland maßgebend am Aufbau der kommerziellen und industriellen Organisation beteiligt gewesen. Und je weiter sich diese Organisationen dann ausdehnten, je größer und kostspieliger die Produktionsanlagen wurden, umso bedeutender wurde die Rolle der Banken, die deren Finanzierung durchführten. Heute sind wir soweit, daß aller industrielle Ehrgeiz und Tatendurst ohne Bankkredit in der Luft hängt; der Aufstieg eines Henry Ford, bekanntlich ein Feind des Bankwesens, wäre unter den heutigen Verhältnissen ganz ausgeschlossen.

* * *

Was die Schweiz betrifft, so waren hier vor der französischen Revolution größere Vermögen vor allem durch das Pensionenwesen zusammengekommen. Da die Zünfte deren lohnende Betätigung im Inland zu hintertreiben gewußt hatten, war es vor allem im Ausland angelegt worden. Als dann aber die Revolution diese Hemmungen und Hindernisse aus der Welt geschafft hatte, setzte mit einem Schlage der industrielle Aufschwung ein, dem der Ausbau des Bankwesens, wie wir es heute kennen, auf dem Fuße folgte. Sechs private Großbanken haben sich dabei führend durchgesetzt; es sind dies die Schweizerische Kreditanstalt, der Schweizerische Bankverein, die Eidgenössische Bank, die Schweizerische Bankgesellschaft, die Volksbank und die Basler Handelsbank, wobei die beiden erstgenannten Unternehmungen, wie hier, den Reigen anzuführen pflegen. Die erste Großbank der Schweiz, die „Leuenbank" in Zürich, ist gegen sie arg ins Hintertreffen geraten; noch kleinere Unternehmungen vermögen sich nur in ihrem lokal begrenzten Aufgabenkreis zu halten und selbständig zu betätigen.

Und just eine solche Bank wollen wir nun etwas näher ins Auge fassen. Ich meine die Gewerbekasse in Bern, deren Geschäftsbericht für das Jahr 1939 den Anlaß zu diesen Betrachtungen hergegeben hat. Warum einen so großen Sums, warum soviel Aufhebens um einen relativ doch recht kleinen Betrieb? Man kann das fragen, gewiß, aber mit dieser Frage verrät man etwas Wesentliches über sich selber. Und das folgendermaßen:

Ich möchte die Groß- und die Kleinbetriebe der Bankwelt einerseits mit den Großmächten und den Kleinstaaten auf der

Für Verlobte die geschmackvolle Beleuchtungseinrichtung
ELEKTRIZITÄT A.-G.
Marktgasse 22, Bern